

(Vortrag Universität Posnan, Polen, 23.11. 2010)

## Kulturtheorie heute

Unter Wissenschaftlern gehört es zum guten Ton und bei Studenten kommt es aus tiefem Herzen: Die Klage über die Ungenauigkeit und verwirrende Bedeutungsvielfalt des Kulturbegriffs. Dabei wird gerne auf das Buch *Culture: A Critical Review of Concepts and Definitions* der Ethnologen Kroeber und Kluckhohn (New York 1978) verwiesen, das über 100 verschiedene Definitionen nennt. Die beiden Sammler wollten aber das Gegenteil. Sie wollten die Etabliertheit der Wissenschaft Ethnologie und ihr Fundament eines einheitlichen Kulturbegriffs vorführen und listeten deshalb alle Definitionen auf, die während der klassischen Phase der angelsächsischen Ethnologie, also zwischen 1871 und 1932 zu Papier gebracht wurden. Wenn man sich von den unterschiedlichen Formulierungen nicht blenden lässt, findet man durchgängig ein- und denselben Kulturbegriff.

Der Engländer Edward Tylor definiert 1871 so: "Culture is that complex whole which includes knowledge, belief, art, law, morals, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society." Der Deutschamerikaner Franz Boas sagt 1930 dasselbe mit anderen Worten. "Culture embraces all the manifestations of social habits of a community, the reaction of the individual as affected by the habits of the group in which he lives." Springen wir ins Jahr 2003 zum Buch *Kultur und Kulturwissenschaft* eines

Klaus P. Hansen, so lesen wir „Kultur umfasst die Gewohnheiten eines Kollektivs.“ Oder noch einfacher: Kultur bezeichnet Standardisierungen. Solche sind ja ihrer Natur nach kollektiv. Auch Clifford Geertz blieb 1973 mit seinem Buch *The Interpretation of Culture* auf diesem Fundament. In seinem Kapitel “Religion as a Cultural System” beschreibt er Kultur als „A system ... which acts to establish ... motivations in men by formulating conceptions of a general order of existence and clothing them with such an aura of factuality that the motivations seem realistic.“ Das ist im Grundsatz dieselbe Definition, nur wird sie in ihrer Wirkung auf das Individuum betrachtet. Standardisierungen oder Gewohnheiten, die eine Mehrheit des Kollektivs befolgt, motivieren den Einzelnen, sich entsprechend zu verhalten, und glaubt, dass dieses Gleichverhalten der Wirklichkeit angemessen sei. In Deutschland ist es üblich, sich zur förmlichen Begrüßung die Hand zu geben. Eine Standardisierung. Wenn ich sie befolge, verhalte ich mich normal. Also auch der Kulturpabst Geertz fasst unter Kultur gemeinsame Verhaltensweisen bzw. Standardisierungen.

Die Klassiker der Ethnologie waren sich aber nur in dieser Hinsicht einig. Daneben gab es Streitpunkte und Erkenntnisdefizite. Man stritt über die Frage, ob die einzelnen Standardisierungen einer Kultur zusammenpassen oder zufällig zusammengewürfelt sind. Also: Bildet die Standardisierung Hand geben und die Standardisierung mit Messer und Gabel essen eine Einheit? Sind die Standardisierungen kohärent? Die berühmte Ruth Benedict meinte, sie bildeten

patterns; andere gingen soweit, dass sie von Systemen sprachen. Greifen wir den Ethnologen Gillin heraus, der 1948 schreibt: "Culture consists of patterned and functionally interrelated customs, common to specifiable human beings composing specifiable social groups."

Philosophische Geister sprachen ihrem Jargon entsprechend von Ganzheit und Homogenität. Das *enfant terrible* Franz Boas widersprach: Kulturen seien Haufen von historischen Zufälligkeiten. Geertz ist vorsichtig und spricht von einem „Bedeutungsgewebe“. Ein Gewebe ist weniger kohärent als eine Struktur oder ein System. Dieses Problem ist bis heute ungelöst.

Ebenso ungelöst ist der Bereich Kollektivität. Alle Ethnologen waren sich einig: Die *habits*, auf die sich Kultur bezieht, sind *social*. Die Frage, in welchen Formen diese Bestimmung aber auftritt, blieb ungestellt. Kultur bezeichnet das Gleichverhalten einer Gruppe, so weit so gut, aber welcher Gruppe? Wenn die Mehrheit der deutschen Männer Jeans trägt, ist das doch etwas anderes als wenn fromme Benediktiner, die im Kloster leben, eine Kutte tragen. In diesem Beispiel steht ein Mehrheits-Kollektiv einer Minderheit gegenüber. Die Kutte hebt sie von der Normalität der Mehrheit ab, wohingegen die Jeansträger diese Normalität ausmachen.

Apropos Jeans. Die Mehrheit aller Männer westlicher Staaten trägt Jeans. Wir haben es folglich mit einem Kollektiv zu tun, das über die Nationalkulturen hinausgeht? Die Jeansträger bilden keine Ethnie.

Die frühen und heutigen Ethnologen sind sich über den sozialen oder kollektiven Charakter von Kultur einig, wissen aber nicht, wie sie ihn fassen sollen. Bei den Klassikern findet man so unterschiedliche Formulierungen wie *society*, *group*, *community* und *people*. Dass es sich dabei um ganz unterschiedliche Kollektive handelt, darüber denkt niemand nach.

Was die Theorie nicht wahrhaben wollte, erledigte die Forschungspraxis, die eine bestimmte Art von Kollektiv zementierte. In ihrer praktischen Arbeit erforschten Ethnologen, wie ihr Name schon sagt, ethnische Kollektive: Stämme, Sippen, Völker, Länder und dann auch Nationen. Sie verfassen Studien über die Zuni-Indianer, die Trobriander, die Balinesen – wie noch Clifford Geertz – und über die Amerikaner wie Geoffrey Gorer in seinem Buch *The American People: A Study in National Character* von 1949. Sie verfassten keine Studien über Kollektive wie Frauen, Generationen, Berufsgruppen etc., die ja ebenfalls Kultur besitzen.

Das ist der große Sündenfall, der bis zur heutigen Interkulturalität gilt: die Ethnisierung des Kulturbegriffs, d.h. seine Einengung auf ethnische Kollektive. Das hatte schon die Kulturphilosophie eines Herder oder die Völkerpsychologie eines Wilhelm Wundt getan, und alle Probleme, die wir haben, hängen mit diesem Sündenfall zusammen. Kultur besteht nicht aus *ethnic habits*, sondern aus *social habits*. Teil des Sündenfalls ist außerdem, dass ethnische Kollektive als homogen gesehen werden. Dabei hat es nie einen homogenen Stamm oder ein homogenes Volk gegeben. Ethnien sind immer Kol-

lektive, die sich aus heterogenen Subkollektiven zusammensetzen. Immer gab es die Gruppe der jungen Männer und jungen Mädchen; immer wurden Männer und Frauen unterschiedlich behandelt; und immer waren Herrscherdynastien und Schamanen eine privilegierte Kaste.

Verfolgen wir die historische Anatomie des Kulturbegriffs weiter und achten dabei auf die Irrtümer Ethnisierung und Homogenität. Gegen Ende der fünfziger Jahre wurden durch den Engländer Raymond Williams (Hauptwerke: *Culture and Society 1780-1950* von 1958 und *The Long Revolution* vom 1961) die *cultural studies* ins Leben gerufen, und 1964 nahm das Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham seine Arbeit auf. Auf marxistischem Hintergrund erforschte man die Alltagskultur der Arbeiter und die mediale Massenkultur und zeigte den Zusammenhang von Kultur und politischer Macht. Bei diesem Ansatz bedeutete Kultur immer noch Standardisierungen, und das zentrale Kollektiv war weiterhin die Gesellschaft, was ja mit Nation gleichzusetzen ist. Also weiterhin Ethnisierung, aber vorbei ist es mit der Homogenität, der Ganzheit, dem *pattern* oder dem harmonischen System. Die *cultural studies* zeigen, dass im ethnischen Kollektiv Großbritannien eine Rivalität mindestens zweier Kulturen stattfindet.

Gorer zeigte in *The American People*, was alle Amerikaner tun; mit diesem Mythos der Homogenität, dass alle dasselbe tun, ist es vorbei. Jetzt zeigt man rivalisierende Standardisierungen: Die Mittelklasse gibt sich die Hand; die Arbeiter klopfen sich auf die Schulter,

und Jugendliche erfinden neue Begrüßungs-Rituale. Man muss zur Kenntnis nehmen, ethnische Kollektive zeichnen sich durch Differenzen und Heterogenität aus. Das war ein entscheidender Schritt, der aber zunächst nicht wahrgenommen wurde.

Anders die in zeitlicher Nachbarschaft entstehenden Kulturenvergleichende Psychologie oder *cross-cultural psychology*. Das Paradigma dieses Zweigs der Psychologie sieht auf der einen Seite die gattungsspezifischen Bedürfnisse des Menschen, die Universalien, und auf der anderen die kulturellen Umsetzungen dieser Bedürfnisse. Beispiel: Die Aufzucht der Neugeborenen ist ein menschliches Gattungsbedürfnis; die eine Kultur legt den Säugling in ein Körbchen aus Binsen, die andere steckt ihn in ein Schultertuch und die dritte legt ihn in einen hochtechnisierten Kinderwagen. Kultur heißt weiterhin Nationalität und der Kulturbegriff ist weiter ethnifiziert. Auch der Mythos der Homogenität wird nicht angetastet.

Eine Neuerung bringt diese Disziplin allerdings in die Kulturwissenschaft ein: die empirische Methode. Hatten die Ethnologen durch teilnehmende Beobachtung Feldstudien betrieben, so holt man sich jetzt Testpersonen ins Büro oder verschickt Fragebögen. Empirische Methoden sind aber nur so gut, wie die sie tragende Theorie. Wenn der berühmteste Anwender dieser Methode, Geert Hofstede von der Existenz vergleichbarer nationaler Unterschiede ausgeht, findet er sie natürlich. Dafür sorgt der Mythos der Homogenität. Auf ihm basieren die gestellten Fragen, und wenn die Antworten nicht homogen genug ausfallen, werden sie rechnerisch zu einem Durch-

schnittswert homogenisiert. Die Kulturenvergleichende Psychologie gibt der späteren interkulturellen Kommunikation entscheidende Impulse, vor allem was die Methode betrifft.

Die achtziger Jahre, in denen eine Renaissance des Kulturbegriffs stattfindet, sind durch Clifford Geertz und seine Jünger geprägt. Es verändert sich Einiges, und der Kulturbegriff wirkt in die Breite. Es wird viel entdeckt. So die symbolische Dimension von Kultur; damit zusammenhängend der ihr eigene Konstruktivismus und, wie ich es nenne, ihr Wirklichkeits-deutendes Potential. Was Arnold Gehlen schon ahnte, wird jetzt grell beleuchtet: Kultur schafft Sinn. Es wird klar, wie wirkungsvoll das selbst gesponnene Bedeutungsgewebe ist, wie tief es unseren Alltag bestimmt. Ob zum Guten, wissen wir nicht. Dennoch: Bei aller Wirkung, das ist Geertz wichtig, ist Kultur nicht determinierend. Es ist das Individuum, das die Standardisierung ausführt und dabei Freiräume besitzt. Wenn Kultur Bedeutungen schafft, so wie es Texte tun, dann muss man sie interpretieren. Und zwar auf der Grundlage einer „dichten Beschreibung“, so der deutsche Buchtitel, die den Kontext mit einbezieht.

Durch die Renaissance der achtziger Jahre wird der Kulturbegriff auf das Niveau der Moderne und Postmoderne gehoben. Nur die Ethnisierung wird nicht überwunden. Der Kulturbegriff wird zwar, was die Kollektivität betrifft, ausgeweitet – es erscheinen Konzepte wie Unternehmenskultur – doch das ethnische Kollektiv bleibt zentraler Bezugspunkt. Aus der Homogenität wird allerdings das Gewebe. Eine schöne Metapher, hinter der Geertz verbirgt, was noch

nicht so ganz klar ist. Kein *pattern*, kein System, aber etwas mit Zusammenhalt.

Gegenüber der Renaissance des Kulturbegriffs bedeutet die fast gleichzeitig entstehende interkulturelle Kommunikation einen Rückfall; jedenfalls was das Paradigma betrifft. Da diese neue Disziplin ein Kind der globalen Internationalisierung ist, muss sie den Kulturbegriff ethnisieren. Weil es um die Kommunikation zwischen Ländern geht, müssen nationale Kollektive im Zentrum stehen. Doch: Man hätte das Nationale erforschen können, ohne am Mythos Homogenität festzuhalten. Die Interkulturalisten übernehmen von der Renaissance die sinnstiftende Funktion von Kultur. Da sind sie auf der Höhe der Zeit. Das Bedeutungsgewebe von Geertz ist bei Hofstede „programming of the mind“ und bei Alexander Thomas hat jede Nationalkultur ihre Kulturstandards. Doch die Sinnstiftung wird aus dem Blickwinkel der Homogenität gesehen und nicht als Bedeutungsgewebe. Deshalb resultieren höchst vage nationale Merkmale. Der Psychologe Alexander Thomas (*Studienhalber in den USA* 1995) beschreibt die amerikanische Nationalkultur mit Hilfe folgender Kulturstandards:

1. Patriotismus;
2. Gleichheitsdenken;
3. Gelassenheit;
4. Handlungsorientierung;
5. Leistungsorientierung;
6. Individualismus;
7. Bedürfnis nach sozialer Anerkennung;
8. Interpersonale Distanz;
9. Zwischengeschlechtliche Beziehungsmuster.

Geertz würde das dünne Beschreibung nennen. Es ist so vage und allgemein, dass es auch auf Frankreich und England passen könn-

te. Kontexte und soziale Gruppen werden nicht berücksichtigt und die angeblichen Kulturstandards stimmen immer oder nie. Das ist die Konsequenz der Homogenität, die eine weitreichende Pauschalierung erzwingt. Die moderne Nation USA, die ausgesprochen pluralistisch ist, kann man in dieser Pauschalierung nicht wiedererkennen.

Es ist kein Wunder, dass es um Großprojekte wie das Hofstedes und um Ansätze wie der des Psychologen Thomas, der inzwischen mehr als 30 Büchlein über alle möglichen Länder vorlegte, still wurde. Ich erkenne 2 Reaktionen im Bereich der Interkulturellen Kommunikation, die sich beide gegen die Homogenität von Nationalkulturen und die dadurch nötige Pauschalierung wenden: Entweder man übt offen Kritik – wie ich es tue – oder man verfolgt kleinteilige Projekte. Man erforscht die Zusammenarbeit von internationalen Arbeitsteams in einer bestimmten Firma, bei Bosch oder Siemens. Das Ergebnis ist oft, dass die sprachliche Verständigung schwieriger ist als die interkulturelle. Diese kleinteiligen Projekte erfüllen auf jeden Fall die Forderung von Geertz nach dichter Beschreibung. Ihre Ergebnisse sind auch nachvollziehbar. Doch, so wichtig solche Studien sind, geht ein wenig der Blick auf das Ganze verloren. Die Frage, gibt es Nationalkulturen wird nicht gelöst.

Eine andere Reaktion auf die Enge der Homogenität findet sich vor allem in der Migrationsforschung. Sie findet sich ebenfalls bei der Migrantenliteratur analysierenden Literaturwissenschaft. Des Weiteren im *postcolonialism*. Auch hier ist die Ethnisierung des Kulturbe-

griffs zunächst unabdingbar, was den Homogenitätsmythos mit einbezieht. Einwanderung erscheint modellhaft so: In die Kultur A, sagen wir Deutschland, wandert eine kleine Gruppe der Kultur B ein, sagen wir der Türkei, und lässt sich nieder. Dann gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder die Türken, die Minderheitskultur, integriert sich, oder sie bildet eine sogenannte Parallelgesellschaft bzw. wohnt in Ghettos und schottet sich ab. So wird es derzeit in Deutschland politisch diskutiert, wobei man die Ethnisierung und Kulturalisierung von politischen Problemen beobachten kann.

Die Migrationsforscher stoßen aber oft an die Grenzen ihrer Modelle und werden von der Wirklichkeit eines Besseren belehrt. Einfaches Beispiel: Italienische Restaurants sind in Deutschland beliebt, aber ihre Besitzer sind nicht integriert. Deutsche Senioren bilden auf Mallorca Kolonien; sie sprechen kein Spanisch und haben deutsche Supermärkte und Ärzte vor Ort. Sicherlich bilden sie Ghettos, aber niemanden stört es. Oder die Literaturwissenschaft versucht das Individuum Salman Rushdie zu fassen und kann sich nicht entscheiden, ob er mehr Inder oder mehr Engländer ist. Vielleicht ist er keins von beiden, sondern ein globaler Intellektueller?

Um dieser Vielfalt Herr zu werden, wurden eine ganze Reihe neuer Begriffe geprägt, „der dritte Raum“ (zwischen Kultur A und B); „Liminalität“; Hybridisierung (Vermischung von A und B), Interkultur (etwas Neues, das zwischen den Kulturen entsteht); Pan- oder Transkulturalität, was über die Nationalkultur hinausgeht wie Jeans-tragen.

Ich erkenne in diesen neuen Begriffen – und zwar in allen - den Versuch, der Ethnisierung zu entgehen und die Fokussierung auf die Nationalkultur zu durchbrechen. Wenn Kultur A auf B trifft und es entsteht etwas Neues, weiß man nicht, wie man es erklären könnte. Dieses Neue kann ja keine ethnische Kultur sein. Wenn die asiatischen Hmong, die in Amerika siedeln, einen neuen HippHopp entwickeln, der weder asiatisch noch amerikanisch ist, dann hat man mit der alten Kulturtheorie Probleme. Welchem Kollektiv soll man die neuen Standardisierungen zuordnen? Die neuen Begriffe verraten ein Bedürfnis nach Flexibilität, das der alte Kulturbegriff nicht erfüllt. Es wäre schon viel gewonnen, wenn man den Homogenitätsmythos verabschiedete.

Soweit meine kritische und modellhafte Beschreibung des kulturtheoretischen Istzustandes. Aber ich will nicht nur meckern, sondern auch Therapievorschläge machen. Sie stammen aus meinem Buch *Kultur, Kollektiv, Nation* (2009).

1. Man lässt den Kulturbegriff, wie er ist und immer war. Also Kultur bezeichnet *social habits* oder die Standardisierungen eines Kollektivs. Da sind sich alle einig, und das soll auch so bleiben.
2. Aber: Man wirkt der Ethnisierung entgegen und nimmt den ethnischen Kollektiven den Vorrang, indem man die Begriffe *social* oder *kollektiv* so offen lässt, wie sie ursprünglich sind. Wir dürfen bei Kollektiv und Kultur nicht sofort an Volk, Land,

Nation denken. Das sind außerdem, wie wir gleich sehen werden, für die Kulturwissenschaft besonders undankbare Kollektive. Kurzum unser Ausgangspunkt soll sein: Jedes Kollektiv – auch der Tennisclub, auch die Familie – produziert Standardisierungen und besitzt vollwertig Kultur. Damit fordere ich eigentlich nur eine stringente Anwendung des üblichen Kulturbegriffs. In der Forschungs-Praxis findet eine solche Entwicklung längst statt. Es gibt unzählige Anthologien mit Aufsätzen über die Kultur von Klein-Kollektiven. Die Kleinheit ist die Voraussetzung, dass dichte Beschreibung geleistet werden kann.

3. Wir sollten die Selbstverständlichkeit bedenken, dass es von der Quantität her unendliche viele Kollektive gibt, die von der Qualität her höchst unterschiedlich sind: Familien, Gewerkschaften, Handwerker, Manager, Banker, Senioren und Junioren, Männer und Frauen, Homo- und Heterosexuelle, Clubs, Sekten, Religionen, Regionen, Städte, Dörfer, Sportclubs, Blondinen, Kaffeetrinker, Beamte. Man müsste in diesem Durcheinander an Verschiedenheit ein wenig Ordnung schaffen, denn es lassen sich bestimmte Kollektivarten erkennen: Naturkollektive wie Geschlecht und Generation, Interessenskollektive wie Sportclubs, Abstraktionskollektive wie Blondinen und Kaffeetrinker, Raumkollektive wie Regionen und Nationen.

Wahrscheinlich beschränkt die Kollektiv-Art die Möglichkeiten der Standardisierungen. Ein Tennisclub stellt vielleicht Standardisierungen der Kommunikation zur Verfügung, aber viel-

leicht keine Standardisierungen des Denkens oder Empfindens. Darüber müsste man nachdenken.

Wichtig wäre eine weitere, anders gelagerte Unterscheidung nach Arten, die zwischen Kollektiven ersten Grades und zweiten Grades. Die Kollektive ersten Grades bestehen aus Individuen, die zweiten Grades aus Kollektiven (Dachverbände, Innungen, Universitäten, Raumkollektive wie Regionen und Länder). Die katholische Kirche ist ein Kollektiv zweiten Grades, denn sie besteht aus Laien und Klerus; und aus nationalen Kirchen, und diese wiederum aus unterschiedlichen Gemeinden, städtischen, ländlichen; solchen in vorwiegend katholischem Umfeld, solchen in mehrheitlich protestantischen Regionen. Eine noch viel größere Verschiedenheit, das ahnen wir schon, finden wir bei den pluralistischen Nationen. Sie sind die kompliziertesten Kollektive zweiten Grades. Davon gleich.

Es leuchtet ein, dass den Kollektiven ersten Grades auf andere und einfachere Art Kultur zukommt als den komplizierten Kollektiven zweiten Grades. Worin besteht der Unterschied? Ganz einfach: die ersten Grades zeigen Homogenität – zum Beispiel eine überschaubare Sekte, die 200 Mitglieder zählt - die zweiten Grades nicht. Selbst die so stark reglementierende katholische Kirche besitzt selbst in zentralen Glaubensfragen keine Homogenität. Sie ist heterogen genau wie eine Region oder Nation.

4. Kollektive egal welcher Art setzen sich letztendlich immer aus Individuen zusammen. Dabei ist jedoch von Wichtigkeit, dass ein und dasselbe Individuum Mitglied in vielen Kollektiven ist. Ich bin männlich, gehöre zur älteren Generation, bin Professor, Kulturwissenschaftler, Atheist, Volvo-Fahrer, Tennisspieler; Langläufer sowie Langschläfer, Opernfan, Fussballmuffel, bin Rheinländer und in Bayern nicht integriert. Und zum Schluss bin ich noch Deutscher. Die Summe meiner Kollektiv-Zugehörigkeiten macht zusammen mit ein paar rein individuellen Besonderheiten meine Identität aus.

Für dieses selbstverständliche, aber bisher nicht richtig beachtete Phänomen habe ich den Begriff Multikollektivität geprägt. Wenn das Individuum Mitglied in vielen Kollektiven ist und alle diese Kollektive eine eigene Kultur besitzen, ist jedes Individuum multi-kulturell! Daher brechen schon in mir interkulturelle Konflikte aus. Ich bin Katzenliebhaber und Umweltschützer und ärgere mich, dass Katzenfutter so viel Dosenmüll produziert. Schon in mir, ohne einem Ausländer zu begegnen, ja ohne überhaupt einen weiteren Menschen zu brauchen, bin ich mit interkulturellen Problemen gut versorgt. Schon das Individuum ist nicht homogen!!

Jetzt wissen wir genauer, was an Hofstedes Methode falsch war. Er befragte multikollektive Individuen. Gemeinsam ist ihnen nur die Nationalität und ihr Status als Angestellter bei IBM. Innerhalb dieser beiden Gemeinsamkeiten befragte er Perso-

nen mit unterschiedlicher Kollektiv-Zugehörigkeit: viel und wenig verdienende Angestellte, Frauen und Männer, Junge und Alte, Angehörige verschiedener Regionen und Religionen. Wenn nun einer zur Antwort gab: Ich fürchte meinen Chef, so hätte das mit seinem Geschlecht oder seiner Generation (ängstliche junge Frau), mit seiner Region (vom Lande) oder mit seiner Religion zusammenhängen können. Oder mit seinem Status in der Firma. Hofstede bezieht es aber nur auf die Nationalität. Ein schwerer Fall von Ethnisierung!

5. Stürzen wir uns mit diesen neuen Einsichten auf das Lieblingskollektiv der Kulturwissenschaft: das ethnische Kollektiv. Moderne pluralistische Nationen sind Kollektive **dritten Grades**: Sie vereinen in sich solche ersten und solche zweiten Grades. Deutschland vereint unter seinem Dach Tennisclubs, Innungen, Dachverbände, Regionen, Konfessionen. Die Raumkollektive Länder und Nationen sind durch, wie ich es nennen möchte, Polykollektivität gekennzeichnet. Daher sind sie höchst heterogen. Sie vereinen unzählige und unterschiedlichste Subkollektive in sich.

Wir hatten eben gesagt, die Kollektiv-Art bedingt die Standardisierungs-Art. Auf der Ebene der Subkollektive finden wir standardisierte Werte und Wahrnehmungen, die Thomas auf der nationalen Ebene, beim Dachkollektiv zu erblicken glaubt. Deutsche Katholiken und deutsche Kommunisten und deutsche Neonazis verfolgen andere Werte und haben andere

Wahrnehmungen. Es gibt keine deutschen Werte, und es gibt keine deutschen Wahrnehmungen. Es gibt Wahrnehmungen von deutschen Professoren, die anders sind als die deutscher Studenten. Arbeitnehmer haben andere Kulturstandards als Arbeitgeber.

6. Es gibt allerdings ein wenig Hoffnung, nicht ganz auf das homogen Nationale verzichten zu müssen. Ich gehe nicht soweit wie der Soziologe Ulrich Beck oder der Intellektuelle Salman Rushdie, die den Begriff der Nation abschaffen wollen. Es gibt das Nationale, aber wir suchen es an der falschen Stelle. Es beschränkt sich auf bestimmte Standardisierungs-Arten. Nationen bestehen aus einer polykollektiven Basis wie gerade beschrieben. Daraus ergibt sich die Aufgabe des Nationalstaates: Er muss diese Polykollektivität, diesen chaotischen und gefährlichen Multikulturalismus verwalten. Dazu braucht man Kommunikations- und Interaktionsregeln. Beispiel Arbeitskampf: Die Streithähne Gewerkschaften und Arbeitgeber würden sich zerfleischen, wenn ihre Rivalität nicht durch Gesetze in feste Bahnen gelenkt wäre. Das ist ein Beispiel für die Funktion des Nationalstaates. Er sichert Kommunikation und Interaktion der rivalisierenden Subkollektive. Er legt die Sprache und die Kommunikationsformen fest; er schafft Freiräume, in denen Symbole entstehen können; er erlässt Gesetze.

Auf dieser Ebene des Verwaltungsüberbaus könnten wir vielleicht ein wenig Nationalkultur entdecken. Vielleicht gibt es

deutsche Umgangsformen; vielleicht gibt es einen Rahmen dessen, was möglich ist und akzeptiert wird, bei der ansonsten gespaltenen Essenskultur und Kleiderordnung. China benutzt Stäbchen, wir Messer und Gabel. Jung und alt kleiden sich zwar anders, aber keiner trägt Kaftan oder Turban.

Das sind alles noch Spekulationen, bis auf die Schlussfolgerung, dass ein polykollektives Gebilde wie die Nation, gerade wegen der Polykollektivität regeln und verwalten muss. Da diese Regeln für alle gelten, erzeugen sie Homogenität. Also finden wir hier die Voraussetzung einer einheitlichen Kultur. Aber wie weit diese geht und worin sie genau besteht, ist noch völlig unerforscht. Hier setzt die Hansen-Stiftung an und fördert Doktoranten, die sich mit Problemen der Kollektivität beschäftigen wollen.